

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Ein Kenner des weiblichen Herzens.

Skizze von Leonardo Merrie.

Als das erste Buch Dndoveras erschien, erfreute ihn nicht das Honorar, nicht der Erfolg beim Publikum, so sehr, als die Bemerkung eines Rezensenten, die bald von den anderen aufgenommen wurde, „er sei ein Kenner des weiblichen Herzens“. Dndovera war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und diese Meinung hob ihn in seiner eigenen Achtung. In der Tiefe seiner Seele wußte er, daß er von der weiblichen Psyche ebenso wenig wußte, wie ein kahlloser Jüngling, doch die Kritik hatte es ausgesprochen, und er hörte es gern. Er dachte es sich schon, Gegenstand weiblicher Verehrung zu sein, Frauen anzuziehen, von einem Roman zum anderen überzugehen und das Recht zu haben, sich ein Liebling der Frauen zu nennen. Bis zu seinem achtzehnten Jahre hatte er seine Beobachtungen und Erfahrungen auf den Langabenden in der kleinen Provinzialstadt gemacht. Als, wie unendlich wenig Erfahrungen und Beobachtungen waren es. Dann kamen für ihn Jahre des Kampfes mit ihren ewigen Sorgen um das Morgen, und einige Kellnerinnen in Bierlokalen waren wohl die einzigen Frauen, die er damals sah, und da er immer nur „ein Glas Dunkles“ verlangte, war der Ton dieser Frauen ihm gegenüber rein geschäftlich und toden.

Als man ihn nun einen Kenner des weiblichen Herzens nannte, erschaute er zwar, aber er sagte sich, „es ist Instinkt“, und glaubte es.

Sein folgendes Buch war schon voll psychologischer Ausführungen. Da er keine Frauen kannte, verdeckte er diesen Mangel durch Schilderungen intimster Seiten der Frauenseele, und in diesen eigenartigen psychologischen Studien trank er mit Wonne jene Frauen, die er sich von Frauenliebe und -freundschaft vorstellte. Er schilderte den heftigen Willensstreit über Frauenherzen und triumphierte in der eigenen Seele.

Sein literarischer Ruhm stieg, und er stand im Rufe, daß vor ihm die weibliche Seele kein Geheimnis hätte. Er war schon vierzig Jahre alt, als mit dem Ruhme auch der Reichtum kam. Jetzt hatte er die Möglichkeit, mit Frauen zu verkehren, wie er sie in seinen Romanen schilderte. Aber zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß diese Frauen ihn durchaus nicht für einen Kenner des weiblichen Herzens ansahen. Sie waren liebenswürdig, aber die Geheimnisse ihrer Seelen blieben ihm verschlossen. Alle seine Verfüge, in sie einzudringen, waren vergebens. Er kam zur Überzeugung, daß alle Frauen, die er kannte, zu unbedeutend und zu oberflächlich waren, und ankam, daß sie seine Seelenkenntnis bereicherten, wußte er, daß sie seinen Ansprüchen durchaus nicht genügten. So war er vierzig Jahre alt geworden, ohne die Liebe kennen gelernt zu haben. In seinem vierundvierzigsten Jahre fuhr er nach Paris.

Er stieg in einer großen kosmopolitischen Pension am linken Seineufer ab. Das Milieu dieser Pension, die hauptsächlich von Amerikanern und Engländern, die sich der Kunst widmen wollten, bewohnt wurde, sollte ihm als Studie für einen neuen Roman dienen. Hier lernte er Miß Serl kennen. Sie war vielleicht fünfundsiebzig Jahre alt, sehr klug, ohne jedes Vorurteil, und ohne eine Schönheit zu sein, fiel sie sofort auf. Sie hatte geglaubt, ein starkes Talent für Malerei zu haben, aber ihre Lehrer sprachen es ihr ab. Das freie, künstlerische Leben im „Quartier Latin“ war durchaus nach ihrem Geschmack, obgleich sie ihre Kindheit und Jugend in ganz anderen Kreisen zugebracht hatte.

Eines Tages sah sie und Dndovera im Salon der Pension, und beide rauchten — dabei erzählte sie ihm folgendes:

„Mein Vater ist Pfarrer, und es ist mir nicht leicht geworden, ihn zu überzeugen, daß ich nur hier meiner Kunst leben kann. In mir war immer ein unbesiegbare Drang nach Freiheit, und mir scheint es viel weniger grauam, daß ich meinen künstlerischen Ehrgeiz begraben muß, als daß ich in die heimliche Enge zurücktreten soll.“

„Was beabsichtigen Sie denn jetzt zu tun?“ fragte Dndovera und freute sich, endlich einen interessanten Topf für seinen Roman gefunden zu haben.

„Ich muß nach Hause zurück — als eine von Schicksal Besiegte. Ich werde wieder den nächsten Besuche machen und an Wohltätigkeitsarbeiten teilnehmen.“

Glauben Sie mir, im ganzen Städtchen, in allen Familien werde ich jetzt das schwarze Schaf sein. Mein Geld habe ich hier ausgegeben, und wenn mein Mißerfolg dort nicht schon bekannt ist, werde ich Zeichenunterricht geben — aber ich kann nicht fest darauf rechnen, denn mein Ruf genügt meinen Landstudenten nicht ganz.“

Sie zündete sich eine zweite Zigarette an und sagte dann spöttisch: „Vom „Quartier Latin“ in Paris in eine Provinzschule Englands — ein sonderbarer Uebergang!“

Sie blieb noch einen Monat in Paris. Dndovera begleitete sie, wenn sie mit ihrem Malerstudium machen ging. Es kam vor, daß sie sich im Walde verspätete und beim Mondschein heimkehrte. Sie sprach dann leiser und vermißte, sich in die Augen zu sehen. Alles das war ganz unschuldig — aber unvorsichtig. Sie spielten beide mit dem Feuer und gestanden es sich nicht ein.

Der Tag der Abreise von Miß Serl rückte heran. Dndovera hatte ihr längst sein ganzes Leben erzählt, aber nie kam ihm der Gedanke, daß sie von ihm etwas erwartete.

Sein Leben mit den wenigen Erfahrungen hatte ihn gelehrt, daß er den Frauen nicht gefährlich war, und seine wenigen Kenntnisse der weiblichen Psychologie entsprangen einer ganz anderen Art von Frauen. Miß Serl paßte in keine einzige seiner Kategorien. Er wagte kaum zu denken, daß er die Seelenruhe von Miß Serl gestört haben könne, wußte aber zum erstenmal in seinem Leben, daß er liebte.

Das tägliche Zusammensein, das Leben unter einem Dache mit einem klugen, entzündenden, leidenschaftlichen weiblichen Wesen ist gefährlich für jeden Mann, für ihn war es mehr. Er dachte schon lange nicht mehr an Hermiane, die er mit Fürsinnen und Romzinnen erleben würde — aber seine Arbeit kam nicht weiter. Ihm schien alles, was er jetzt durchlebte, viel interessanter, als das von ihm Erachtete. Er liebte und konnte sich doch nicht entschließen, Miß Serl zu fragen: „Wollen Sie mein Weib werden?“ Wie glücklich wäre er gewesen, aber er war fest überzeugt, eine Abgabe zu erhalten und fragte sie nicht. Er zitterte vor dem letzten Abend; aber auch der berging wie alle Abende. Er hatte wohl gesehen, daß in ihren Augen etwas wie eine Erwartung, eine Aufforderung lag, aber er verstand sie nicht zu deuten.

Den letzten Tag forderte er sie auf, mit ihm irgendwo auf dem Lande Mittag zu essen. Sie verbrachten einige herrliche Stunden, und auf dem Rückhausewege dachte Dndovera, daß es wohl sein letztes Zusammensein mit Miß Serl sein würde. Ein Gefühl grenzenloser Einigkeit und Verlassenheit erfüllte seine Seele. In der Pension schlief alles, als sie heimkehrte.

„Ich nehme die Erinnerung an diese letzten schönen Stunden mit mir“, sagte sie.

„Ich werde immer an Sie denken“, antwortete Dndovera.

Sie nahm den Hut ab und ordnete vor dem Spiegel ihr Haar.

„Wollen Sie mir schreiben?“ fragte er leise.

„Ja, wenn Sie mir auch schreiben wollen.“

„Mehr als Sie wünschen — ich werde mit Sehnsucht auf Ihre Briefe warten.“

„Sie werden wohl wenig Interessantes enthalten.“

„Sie werden von Ihnen sein... Ich wünsche, Sie führen nie fort.“

Sie hob die Augen und sah ihn an. „Warum?“

Dndovera antwortete nicht gleich. Schon was er gesagt, schien ihm zu viel. Wenn er jetzt sagen würde, „weil ich dich liebe“, würde sie ihn auslachen, und das mußte sie doch fühlen, wie er sie liebte.

„Wir haben doch sehr angenehm die Zeit verbracht“, sagte er.

„Es ist schon spät“, sagte Miß Serl mit erbleichenden Lippen, „es ist Zeit, schlafen zu gehen. Gute Nacht.“

Sie reichte ihm die Hand, welche beständig zitterte.

„Gute Nacht“, sagte Dndovera und kam sich wie einer seiner edlen, entzündenden Helben vor. Er begleitete sie bis zu ihrer Tür und kehrte in den Salon zurück. Dort ging er auf und ab und stellte sich vor, wie viele schöne innige Worte er ihr hätte sagen können, denn er liebte zum ersten Male und liebte sie tief und leidenschaftlich und unverständlich, wie sonst nur die Jugend liebt.

Erst nach drei Wochen erhielt er ihren ersten, kurzen Brief. Sie schrieb ihm, daß sie Zeichenunterricht lief und wie sie sich in den alten Verhältnissen fühlte; welche Ansichten sie

für ihre Zukunft habe, davon schrieb sie nicht ein Wort. — Er antwortete sofort und bestürmte sie mit Fragen. Aber sie antwortete ihm nicht.

Dndovera verließ die Pension. Alles mißfiel ihm dort seit Miß Serls Abreise. Er zog in ein Hotel und ergab sich einer fleißigen Tätigkeit, um Miß Serl zu vergessen. Nach einigen Monaten fand er auf dem Deck eines Dampfers, der ihn nach England bringen sollte. Er hatte seinen Roman beendet, war mit seiner Arbeit zufrieden, aber fühlte keine Freude an derselben. Alle seine Gedanken waren bei Miß Serl. Er wollte einen Umweg machen und auf einen oder zwei Tage nach dem Städtchen fahren, um sie zu sehen. Natürlich waren die Umstände einer Erklärung nicht so günstig, wie damals in Paris, aber diesmal war er entschlossen, es doch zu wagen. Ganz entgegen seiner sonstigen Unentschlossenheit entschied er jetzt alles rasch, ließ entschlossen, alles zu versuchen. In B. angelangt, kleidete er sich im Gasthof um und ging direkt in die Schule. Das Städtchen mit den kleinen grauen Häusern, den engen Straßen, erschien ihm schrecklich. Er stellte sich vor, wie sie in dieser Umgebung leiden mußte, und freute sich, daß er sie aus diesem Gefängnis befreien würde. Er bog in die Hauptstraße und stand in diesem Augenblick vor ihr. Sie reichte sich stumm die Hände und standen so einige Sekunden.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte sie mit zitternden Lippen.

„Ich bin gekommen, Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?“

„Dank. — Bleiben Sie noch lange in Paris?“

„Ich komme direkt von da. Und Sie, Miß Serl, sind Sie noch an der Schule?“

„Nein.“

„Nicht? Ich hätte Sie dort gesucht. Was machen Sie denn jetzt?“

„Ich bin verheiratet.“

„Sein Herz stand still, das Blut schien ihm langsam zu erstarren. Verheiratet! — flammte er.

„Ja, schon vier Monate.“

„Ja, gratuliere“, sagte er nach einem minutenlangen Schweigen.

„Dank — mein Mann ist hier Rechtsanwalt. Kommen Sie, bitte, doch zu uns.“

„Sehr gern, aber ich fürchte, ich verpasse den Zug — ich muß heute noch in London sein.“

„Dann wollen wir ein wenig auf und ab gehen. Wann erscheint Ihr Buch?“

„In einigen Wochen. Sie hätten mir schreiben sollen — Sie versprochen es mir.“

„Ja, ich weiß es.“

„Und warum taten Sie es nicht? Ich wäre sehr glücklich gewesen, denn ich sehnte mich nach Ihnen. Und sind Sie jetzt glücklich?“

„Ich glaube — und Sie wollen wirklich nicht zu uns kommen?“

„Nein, nein! Offen gestanden, ich will Sie nie wiedersehen.“

„Das ist liebenswürdig.“

„Sie verstehen mich sehr gut. Es ist besser, ich sehe Sie nie wieder, aber ich möchte Ihnen etwas sagen, bevor wir für immer auseinandergehen.“

„Sprechen Sie nicht!“ sagte sie aufgeregt. „Um Gottes willen, sprechen Sie nicht!“

„Jetzt muß ich es. Ich liebe Sie, leidenschaftlich und innig — Sie waren meine einzige Liebe.“

„Warum sagen Sie mir das erst jetzt?“ fragte sie tonlos.

Bei diesem schmerzlichen Tone verstand er plötzlich alles. „Mein Gott“, flammte er, „wenn ich damals...“

Sie war blaß wie der Tod.

„Marry, sagen Sie mir, wenn ich Sie damals gebeten hätte, meine Frau zu werden, würden Sie es getan haben?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie hart.

„Ich liebe Sie an, sagen Sie es mir.“

„Ja, ja, ich will es Ihnen sagen. Was ist nun herbeiter Schmerz? Welche Wunde schmerzt mehr? O, wie wäre ich glücklich gewesen, wenn Sie mich damals gefragt hätten! Ich habe so darauf gemartet. Und Sie waren blind. Und jetzt verurteilen Sie mich das zweite Mal... Sie kommen zu spät!“

„Ich fürchte, von Ihnen abgewiesen zu werden, konnte mich nicht entschließen, und hätte doch mein Leben für Sie geopfert.“

„Ich wollte nicht Ihr Leben — nur Ihre Liebe — aber ich darf das nicht sagen, das ist nicht gut. Es ist besser, wir verabschieden uns und jeder geht seine Wege.“

„Ja, spät“, murmelte sie.

„Ja, zu spät!“ Vor einigen Monaten wurde ich Ihnen sagen, wie innig ich Sie liebe — jetzt nicht, denn ich habe Pflichten gegen meinen Vater. Wir beide sehen das Glück an

uns vorübergehen — das ist nun unwiederbringlich verloren! — Lächeln Sie und sagen Sie mir ein paar Worte“, sagte sie plötzlich erregt, „es kommen Bekannte von mir.“

Er verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, murmelte unverständliche Worte, verbeugte sich tief und ging.

Sie haben sich nie wiedergesehen. Er überlieferte ihr ein Exemplar seines neuesten Werkes, das einen glänzenden Erfolg hatte. Auf der ersten Seite hatte er die Worte geschrieben: „Die brennendste, tiefste Reue empfinden wir nicht über unsere Sünden, sondern über unsere Dummheiten!“

Der Sommergast.

Humoreske von A. Geld.

Als der alte Inspektor Klusebalt ermattet an dem kleinen, einsam gelegenen Waldweg vorüberkam, wurde er seinen strengen Grundfahnen untreu und ging hinein.

Drinnen, hinter dem Schantisch, auf dem die Fliegen wie bieder Kuslachen, nicht auf dem dreibeinigen Schemel, wie immer die grauhaarige Wirtin, trotzdem sie bereits einen Gast hatte. Der juckte unwillig zurüd, als sich der Inspektor neben ihm auf die harte Bank setzte. Er sah mager und bleich aus, trug die Haare so lang, als ob er seine Strochins an zusammenhalten müßte, und hatte nichts als einen Krug klaren Brunnenwassers vor sich. Da lachte der alte Klusebalt heimlich und winkte zur schlaftrunkenen Wirtin hinüber: „Bringen Sie noch einen Topp Bier, Waddersch, für meinen Nachbar. Das Wasser hat um diese Zeit zu viel Froshlach.“

„Es war wunderbar, wie der Gerstenrost, der nicht einmal ebel zu nennen war, auf den blaffen Menschen wirkte. Er hatte kaum daran gegnippt und war doch plötzlich wie umgewandelt. Ordentlich rot vor Freude war sein hohes Gesicht. Er gab auch bereitwilligst auf alle Fragen die gewünschte Auskunft.“

„Es ist wohl grad nicht sehr leicht, jetzt bei dieser Hitze so im Lande rumzufahren“, fragte der alte Klusebalt.

„Ich komme von Trotmünde herüber“, sagte der andere bescheiden.

„Sieh mal einer an, aus dem feinen Seebad, was kaum zwei Meilen von hier liegt. Na, da werden Sie wohl gerade nicht sehr schmerzhaft sein.“

„Es war mir dort unerträglich“, gestand der Blasse.

„Glaube ich gern“, nickte der Inspektor. „Da sind jetzt lauter Großstädter, die nicht mal ein Roggenfeld von einer ordentlichen Weizenfaat unterhalten können.“

„Dafür kennen sie aber jeden Menschen, der mal irgend etwas Besonderes getan hat.“

Dem alten ehrlichen Inspektor war plötzlich nicht ganz gemütsch. Er sah den blaffen Mann verstohlen an.

„Hören Sie mal, Sie haben doch nicht etwa was auf dem sogenannten Reckholz?“

„Nein, ich habe noch niemals mit den Herrn Richter zu tun gehabt.“

„Das freut mich. Aber sagen Sie mal, junger Mann, warum arbeiten Sie denn eigentlich nicht?“

„Ich habe mich ja gerade überarbeitet und soll mich jetzt erholen.“

„Das habe ich noch nie gehört. So, das gilt es auch.“

„Ich war lange krank und dachte nun in Trotmünde wieder frisch zu werden.“

„Da sind Sie wirklich auf dem Posten. Den Herrn Bürgermeister kennen Sie auch. Unser Deconomierat ist ein toller Kerl, und wir müssen die Fehlbücher zu ihm bringen, weil wir kein Gefängnis zu Haus haben. Der hat Sie natürlich fortkomplimentiert.“

„Nein, ich bin wirklich freiwillig gegangen.“

„Na, wer's glaubt. Aber eine kleine Notlage schadet nichts. Sagen Sie mal, was wollen Sie denn jetzt beginnen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht. Ich möchte nur ruhig schlafen können und in der Sonne liegen.“

„Das ist eigentlich gar nicht mal unbedenklich! Was sind Sie denn von Beruf?“

Der andere zögerte ein wenig. Dann sagte er leise: „Ich bin Tonkünstler.“

„Das ist für den Sommer ein schlechtes Geschäft. Aber warten Sie mal; ich bin nämlich der Gutinspektor von Hohenferlin. Nun haben wir im Herrenhaus ein paar Defen, die ewig im Winter rauchen. Unsere Töpfer verstehen die Geschäfte nicht ordentlich. Fräulein Grete, was unserm Herrn Deconomierat

seine Tochter ist, hat ihren ewigen Kerger damit gehabt. Ich werd' Ihnen was sagen. Kommen Sie mit nach Hohenferlin, und wenn Sie sich ein bißchen rund geessen und die viele Sonne über haben, dann machen Sie uns die dummen Defen fertig.“

„Aber werden Ihre Herrschaften auch damit einverstanden sein?“

Der alte Klusebalt lachte. „Ich bin nun dreißig Jahre da, und schließlich hat Fräulein Grete, wo die Frau jetzt im Bade ist, das letzte Wort in solchen Sachen. Und sie hat ein Herz wie Gold. Wenn sie bloß den Biepmatz mit der dummen Musik verlore.“

Der andere horchte interessiert auf. „Können Sie mir Näheres darüber sagen?“

„Da gäbe es viel zu erzählen. Sie wollten nämlich ihre Stimme ausbilden lassen. Aber sie ist zu Hause unentbehrlich. Die Mamsells sind ja jung und zu wild. Und wir haben die große, berühmte Ritzbergs.“

„Da muß sie also Ritzbergs aufziehen?“

„Wenigstens achtgeben, daß sie zu ihrem Recht kommen.“

Die feine, schmale Hand des Fremden streckte sich nach der sonnenverbrannten Rechten des Inspektors aus.

„Schön, wenn Sie die Verantwortung übernehmen, werde ich Sie begleiten.“

So kam's, daß Grete Wernitz in das stille Städtchen am Hühnerfall, das geradewegs in die lichten Birken hineinragt, einen unerwarteten Sommergast erhielt.

Vorläufig schüttelte sie nur still den blonden Kopf, sobald der Vater von der großen Reparatur der Defen zu sprechen begann. Nach einer Woche aber, als der praktische Deconomierat etwas von „Lagedieb“ und „Miesfresser“ murmelte, sagte sie fest: „Er darf noch lange nicht arbeiten! Siehst du denn nicht, Vaterle, daß er gerade jetzt anfängt, sich prächtvoll zu erholen?“

„Ich habe wahrhaftig andere Dinge von Wichtigkeit zu sehen“, schalt Herr Wernitz dagegen. „Du machst ein Aufhebens von diesem Menschen, als wäre er mindestens ein Importentals, das hundert Taler gekostet hätte.“

Grete Wernitz senkte das Haupt und schweig. Sie konnte dem Vater unmöglich eingelassen, daß sie täglich eine lange Zeit mit dem blaffen Sommergast verplauderte. Sie vergaß dann regelmäßig, daß er ein armer, wandernder Gesell war, der nichts besah wie sein Köfferchen, das nach ein paar Tagen mit einer Geige zusammen in Hohenferlin von irgend woher angekommen war. Obne daß sie sich dessen bewußt ward, enthielt sie ihm alle Sehnsucht. Und er tröstete sie und rebete sanft und klug zu ihr, so daß sie zuweilen dachte, das Glück stände an ihrer Seite und ließe fortan getreulich mit ihr durch's fernere Leben.

Es war doch aber nur ein armes Fehlbüchlein, das wohl harten Schiffsbruch im Meer des Lebens gestitten haben mochte. Grete Wernitz war allzeit sehr ehrlich mit sich gewesen. Darum gefand sie sich eines Tages auch ein, daß der Sommergast fort müsse, noch ehe die Defen repariert seien.

Und sie ging eines Morgens, als er unter den Hängezweigen einer Birke sein Frühstück verzehrte, zu ihm und sagte leise: „Herr Wagnussen, wo werden Sie hingehen, wenn Sie von uns scheiden?“

Er ließ das fettgestrichene Brot sinken und starrte sie an. „Soll ich schon fort?“

Sie wurde ganz blaß. „Ich meine, es ist besser für Sie, wenn Sie noch vor dem Herbst eine Beschäftigung suchen.“

„Er nidte, als müßte er ihr jetzt zustimmen. Wann denken Sie, Fräulein Wernitz.“

„In Ihnen der Anfangstag der nächsten Woche recht?“

„Ja.“

Sie stand mit gefenkten Libern im Gärten. Die Sonne spielte auf ihrem blonden Kopf, und ihre Hände zerschüttelten ein Rahlbecken.

„Ich möchte Ihnen gern von meinen kleinen Ersparnissen etwas borgen, damit Sie nicht wieder so elend werden, Herr Wagnussen.“

„Wenn ich es Ihnen aber nicht wiedergeben könnte, Fräulein Grete.“

„Sie werden es tun...“

„Soviel Verteuten haben Sie zu mir?“

Sie sah ihn fest an, und in diesem Blick lag das Geheimnis, das sie langhätte, enthielt. „Docher aber macher. Sie wenigstens den Ofen im Speisezimmer in Ordnung bringen. Vater verlangt es durchaus.“

„Jetzt gleich, Fräulein Grete?“

„Nein, erst morgen. Die Racheln sind noch auf dem Boden.“

Da lächelte er und sagte frohlich: „Wenn Ihr Herr Vater mir die Reparatur dann noch anvertrauen will, so stehe ich gern zu Diensten.“

Am Abend dieses Tages sah Grete Wernitz vor dem alten Klavier und sang ein Lied, dessen schlichte Melodie sie selbst in ihrer Einsamkeit, die sie noch niemals verlassen hatte, erlernen konnte. Der Deconomierat war bei einem Kranken Verbleib, und der Sommergast lag sicherlich schlummernd unter den Birken. Sie fühlte wohl, daß sie die Musik über alles liebte; daß sie ebenso heiß und begehrtlich von ihr wiedergebete wurde, daß das Zeug zu einer großen, begabten Künstlerin in ihr steckte, davon ahnte sie nichts. Sie sang, weil sonst ihr Herz zerspringen würde.

Und wenn er morgen wandert, Wandert hinaus, Dann ist mein kurzes Glück Mit einem Schlage aus. Und wie ich auch werd' suchen Und seufzen schwer. Ich finde das Entschwand'ne Doch nimmermehr. Was war das plötzlich hinter ihrem Rücken? Kam die Englein vom Himmel und begleiteten sie? Wer geigte da? Ihre Hände glitten von den Tasten.

Sie fühlte sich von einem unsagbareren Entzünden durchschauert. Ihre Tränen flossen. Ihre Hände salleten sich.

Der arme Töpfergast rebete mit seiner Geige zu ihr. Sie sprang auf und sah, daß ihr Vater, wie verzaubert, regungslos in der Tür lehnte, und ebenfalls zuhörte. Sie hob die Hände zum Himmel auf. Da ertönte der letzte Ton, und der Bogen sank.

Der Sommergast trat zu dem Deconomierat, holte tief Atem und sagte: „Herr Deconomierat, seien Sie mir nicht böse, daß ich kein Töpfer bin. Ich bin nämlich nur ein Tonkünstler, aber dem alten Inspektor gefiel jener Titel nicht. Und in Trotmünde konnte ich es ebensowenig wie an einem andern Badeort der Welt ausfallen, weil sie da sofort einen unaußstehlichen Kultus mit mir trieben.“

Und der Deconomierat schlug sich an die Stirn und fragte fast bescheiden: „Sie sind doch nicht etwa der große Hühnerfall, der das Städtchen viele Geld verdient?“

Der andere seufzte. „Ja, der bin ich.“

„Und Sie haben müssen neben dem Hühnerfall wohnen?“

„Das war ja gerade so wunderbar, daß ich hier als schlichter Mensch betrachtet wurde. Muß ich nun wirklich morgen fort?“

Der Deconomierat schüttelte erregt den Kopf. „Nein, Beschreiter, jetzt lade ich mir mal erst die Nachbarn ein, und dann gehen Sie uns was vor. Vorläufig aber hole ich Sell raus. Wollen Sie mitkommen?“

Über Erich Wagnussen empfand keine Lust dazu. Er hatte ein Würtsel mit dem blaffen, verkommenen Mädchen zu reden, und dieses nicht. „Ich liebe dich, ich liebe dich über alles.“

Das war beinahe so schön, wie die jüdelnde Sprache, die der Bogen seiner Geige fand.

Schlagfertig.

Rudyard Kipling erzählt von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Rediger George B. McDonald, daß er längere Zeit um die Großmutter werben mußte. Der Vater des Mädchens, ein Methodistenprediger, war sehr streng und war empört, als er sehr streng und war empört, als er

seiner Frau empfand keine Lust dazu. Er hatte ein Würtsel mit dem blaffen, verkommenen Mädchen zu reden, und dieses nicht. „Ich liebe dich, ich liebe dich über alles.“

Das war beinahe so schön, wie die jüdelnde Sprache, die der Bogen seiner Geige fand.

„Das wäre mir bei Ihrer Frau auch nie vorgekommen“, erwiderte der Schlagfertige Schotte.

— Selbsterkenntnis. Varvenu: „Run behauptet dieser Esel von Gutsnachbar, ich sei nicht feinesgelenk.“

— Redigier. Obi: „Ist der Veimerfende denn immer noch nicht draußen?“

Hausrecht: „I bewahre...“ der lebt noch am Treppengländer!“

— Stolz des Bewusstseins. Refrut: Heute nannte mich mein Leutnant einen Pfaffen auf dem Gebiet der Dummheit.

— Der Dichter. Millionärlicher (zum sehr verschuldeten Fräulein): Ich glaube, Sie haben mich nur meines Geldes wegen.“

— Wie, Geld haben Sie auch?